

Leseprobe

Jessica Lind
Kleine Monster

Hanser Berlin, Berlin 2024
ISBN 978-3-446-28144-8

S. 11-23



I

Als ich mit dem Auto vorgefahren komme, wartet Jakob schon vor dem Schulgebäude. Sein Fahrrad lehnt am Geländer. Ich bin aus der Arbeit gekommen, er von Zuhause.

»Ich weiß auch nicht mehr«, antworte ich, als er nachfragt, was die Lehrerin am Telefon gesagt hat, und merke, wie gereizt ich bin. Ich spüre seine Hand auf meinem Rücken und muss mich zusammennehmen. Er meint es gut. Aber so war ich schon immer: im Zweifel besser nicht berühren. Wir treffen uns mit Frau Bohle beim Lehrerzimmer, gehen hinter ihr her in einen leeren Klassenraum. Die Tische sind in Form eines U angeordnet. Frau Bohle deutet uns, Platz zu nehmen. Jakob zögert, die Stühle sind in Kindergröße. Ich setze mich auf einen der Tische und verschränke meine Arme vor der Brust.

»Sie sagt, es ist mehr als einmal passiert«, schließt Frau Bohle ihren Bericht. Sie hat am Lehrerpult Platz genommen, wir sitzen ihr gegenüber.

»Gibt es Zeugen?«, frage ich.

»Zeugen?«, wiederholt Frau Bohle mit einem Stirnrunzeln.

»Hat sie jemand dabei gesehen.«

Frau Bohle schüttelt den Kopf. »Es war in der großen Pause. Die anderen Kinder waren im Hof. Die zwei waren alleine in der Klasse.«

»Ist es nicht Ihre Aufgabe, aufzupassen?« Ärger mischt sich in meine Stimme.

II

Frau Bohle sieht mich an.

»Wir wissen ja noch gar nicht, was wirklich passiert ist«, versucht Jakob die Situation zu beruhigen.

»Sie glauben mir nicht? Mädchen behaupten so etwas nicht einfach«, sagt Frau Bohle.

»Nein, das habe ich nicht ...«

»Wir als Schule nehmen den Vorfall ernst. Auch wenn es in dem Alter dazugehört, sich auszuprobieren und Grenzen auszutesten.«

»Wir nehmen das auch sehr ernst«, sagt er.

Frau Bohle atmet ein. »Hat Luca vielleicht etwas gesehen, das ihn verwirrt haben könnte?«, fragt sie.

Ich spüre Trotz in mir aufsteigen. »Wir schließen die Schlafzimmertür, wenn wir miteinander schlafen«, sage ich trocken.

»Pia«, flüstert Jakob.

»Ist er manchmal mit anderen Erwachsenen allein? Einem Onkel, zum Beispiel, oder einem Nachbarn?«

»Nein«, sagt Jakob.

»Mit dir ist er doch allein«, sage ich. »Du bist auch ein Mann.«

Jakob sieht mich entsetzt an.

»Können wir mit den Kindern reden?«, fragt er an Frau Bohle gewandt. »Mit dem Mädchen?«

Sie schüttelt entschieden den Kopf. Sie selbst hat bereits mit ihr gesprochen und auch eine der Hortpädagoginnen. Sie glauben ihr. Natürlich glauben sie ihr.

»Und was sagt Luca?«, fragt Jakob.

Ich kann es mir vorstellen. Wie Luca nichts sagt. Die Lippen aufeinanderlegt und den Mund nicht mehr öffnet. Zugesperrt, Schlüssel weggeworfen.

»Bisher hat er nichts gesagt«, sagt Frau Bohle und fügt hin-

zu, dass sie sein Schweigen nicht automatisch als Schuldeingeständnis deutet, sie weiß ja, wie er ist. Ihre Stimme wird heller. Schwingt von Moll nach Dur. Für einen kurzen Moment ist sie wieder Lucas freundliche Lehrerin.

Mich täuscht sie damit nicht, ich lehne mich zurück, ohne ihr Lächeln zu erwidern. Der Angeklagte hat das Recht zu schweigen.

Ich knie mich hin und lasse Luca in meine Arme laufen, wie ich es immer tue, wenn ich ihn abhole. Bald wird er zu groß dafür sein und ich ihm peinlich. Aber heute lässt er sich in meine Arme fallen und ich fange ihn auf.

Die Schulsekretärin hat auf ihn aufgepasst, während wir mit der Lehrerin gesprochen haben. Im Hinausgehen nicke ich ihr zu.

Wir setzen uns ins Auto. Jakob auf die Rückbank, ich auf den Beifahrersitz. Nur Luca sitzt an seinem gewohnten Platz. Ein komisches Bild, als wäre unser alter Ford ein Fluchtauto, in dem die Bankräuber darauf warten, dass der Fahrer zurückkommt. Wir warten auf jemanden, der weiß, wo es hingehen soll. Luca hat den Blick gesenkt, die Schultern eingezogen.

»Was war da genau los?«, frage ich.

Luca beginnt auf seiner Unterlippe herumzukauen.

»Jetzt sag schon«, sage ich in dem lockeren Ton, in dem ich normalerweise mit ihm spreche. Aber etwas Bemühtes schwingt mit.

»Nichts«, flüstert Luca fast tonlos.

»Wegen nichts haben wir dich aber nicht abgeholt. Frau Bohle hat gesagt ...«

Jakob legt Luca eine Hand auf die Schulter. Die Geste hat etwas Tröstliches. Sie ärgert mich. Wir sollten alle wütend sein.

»Lasst uns in den Hammerpark gehen«, schlägt Jakob vor.
»Treffen wir uns da?«

Ich nicke. Wir steigen aus. Jakob schließt sein Fahrrad-
schloss auf. Er ist einer, der sein Fahrrad immer absperrt. Des-
wegen ist es ihm auch noch nie gestohlen worden. Ich beeile
mich, auf der Fahrerseite wieder einzusteigen, das Auto ist ein
Schutzraum. Ich starte den Motor und fahre los.

»Bist du böse, Mama?«

»Weiß ich noch nicht.«

Unsere Blicke treffen sich im Rückspiegel, bevor ich auf die
Bremsle drücke.

»Fuck!«

Luca japst nach Luft. Es hat ihn unsanft in den Gurt ge-
drückt. Fast hätte ich eine rote Ampel übersehen.

Wir waten durch Blätter, gelbe, rote, orange. Unsere Schuhe
verschwinden darin. Ich hebe meinen Blick, das Laubwerk
wirkt nicht ausgedünnt. Prall und voll und bunt sind die Baum-
kronen. Dazu das goldene Herbstlicht und diese ganz be-
stimmte Luft, noch warm, aber mit der Ahnung auf Kälte. In
der Sonne will man die Jacke ausziehen, im Schatten eine
Mütze aufsetzen. Wir gehen an dem Teich mit den Enten vor-
bei. Luca läuft vor auf den Spielplatz. Er klettert auf das Gerüst,
das wie ein Spinnennetzball aussieht, bis ganz nach oben. Ja-
kob und ich bleiben am Rand des großen Sandkastens stehen,
die Hände in den Jackentaschen, schweigend. Heute ist ein
höchst ungewöhnlicher Tag. Luca hat es aufgegeben, zu raten,
was als Nächstes kommen wird. Er hat seine Sorge abgeschüt-
telt, nur ab und zu wirft er einen zögerlichen Blick über seine
Schulter.

»Scheiße«, sage ich. Ich flüstere, obwohl wir beinahe allei-
ne am Spielplatz sind. Daneben ist der Bereich für die Kleinen,

dort sind mehr Mütter, auch ein Vater, aber hier sind wir die
Einzigen. Ich drehe mich zu Jakob.

Jakob zieht die Unterlippe in den Mund. Wenn er das
macht, sieht er aus wie Luca. Es macht ihn traurig, dass alle
sagen, Luca sei ganz die Mama. Die blonden Haare, die grau-
en Augen, die helle Haut. Aber die Gesichtsausdrücke, die Mi-
mik, die haben sie gemeinsam. Nur, dass Jakobs Lippenkauen
meistens etwas ankündigt. Etwas Unangenehmes.

»Frau Bohle hat gesagt, Kinder machen so etwas nicht ohne
Grund.« Er sieht mich so von unten an, es ist mir ein Rätsel,
wie er das schafft, obwohl er größer ist als ich. »Was könnte ein
Grund sein?«, fragt er. Die Andeutung der Lehrerin beunru-
higt ihn.

Ich mache eine abwehrende Handbewegung. »Wir wissen
doch gar nicht, ob es wirklich so passiert ist. Ein Mädchen
hat eine Geschichte erzählt und jetzt sind alle in heller Auf-
regung.«

»Glaubst du, sie hat es erfunden?«

Ja – das glaube ich.

Ich halte inne.

Glaube ich das wirklich?

Frauen muss man glauben – ohne Wenn und Aber. Zu
viele Frauen trauen sich nicht, etwas zu sagen, aus Angst, dass
ihnen nicht geglaubt wird. Deswegen, glauben, immer. Das ist
meine Überzeugung. Ich denke an Lucass kleine Finger, wie er
als Baby eine ganze Hand brauchte, um meinen Zeigefinger
zu umgreifen.

»Er muss uns sagen, was passiert ist. Seine Perspektive. Ich
will es von ihm hören«, sage ich.

Jakob seufzt.

Wenn sich Luca erschreckt, wird er ganz still. Wenn wir
schimpfen, zieht er die Schultern ein und senkt den Blick. Wie

eine Schnecke, die sich in ihr Haus verkriecht. Nicht einmal wenn wir ihn zu Unrecht bestrafen, rechtfertigt er sich. Deswegen sind wir vorsichtig geworden.

»Hast du nicht Jesper Juul gelesen?«, frage ich.

Jakob lacht auf. »Das war vor hundert Jahren, Pia. Du hast doch gesagt, ich soll aufhören mit den Elternratgebern, weil das deine Intuition kaputt macht.«

»Aber jetzt habe ich keine Intuition«, sage ich.

Wir blicken gleichzeitig zu Luca. Er hängt in den Seilen, wie ein Äffchen. Seine blonden Haare hängen herunter. Seit er auf der Welt ist, habe ich diese Gedanken: Ich stelle mir vor, wie er einschläft und nicht mehr aufwacht. Wie der Kinderwagen auf die viel befahrene Straße rollt, weil ich die Fußbremse nicht richtig reingegeben habe. Wie er eine unheilbare Krankheit bekommt. Ich stelle mir den Schmerz vor. Die Taubheit. Das Leugnen. Den unbändigen Wunsch, die Zeit zurückzudrehen, und die Verzweiflung, weil es nicht geht.

Ich sehe die Gefahren, ich stelle mir vor, wie er vom Klettergerüst fällt und sich das Genick bricht, und ich halte das Gefühl aus, ohne einzugreifen.

Am Abend will Luca jetzt immer beten. Dafür müssen wir uns vor sein Bett knien. Jakob nervt es irrsinnig. Ich sage ihm, es ist nur eine Phase, wenn wir ihn lassen und es ignorieren, legt es sich von selbst. Also bin seit einigen Wochen nur ich beim Abendritual dabei. Ich spiele mit. Ich falte meine Hände. Aber heute schließe ich meine Augen nicht. Lucas Lippen formen tonlose Worte.

»Darf ich dich etwas fragen?«, sage ich, nachdem er laut »Amen!« gerufen hat und ins Bett geklettert ist.

»Weiß Gott alles?«

Luca sieht mich an.

»Oder erzählst du ihm, was passiert ist, wenn du betest?«

»Er weiß alles«, sagt Luca.

»Und was sagst du ihm dann?«

»Das ist ein Geheimnis«, flüstert er, mit feierlichem Ernst.

Auf einmal bin ich so unendlich müde. Ich lösche das Licht und lege meinen Nasenrücken an seine Wange. Ich kenne ihn besser als jeden anderen Menschen. Aber die Stunden, die er ohne mich verbringt, all die Dinge, die er ohne mich erlebt, werden mehr, je älter er wird. So muss das auch sein. Er gehört mir nicht. Er gehört sich selbst. Und doch wünsche ich mir gerade, er hätte so eine Kamera eingebaut, wie einige dieser modernen Autos, wo man nach einem Verkehrsunfall zurückspulen und nachsehen kann, wer Schuld hat.

Lucas Atem geht gleichmäßig, er ist eingeschlafen. Ich greife nach meinem Telefon auf dem Nachtkästchen. Den ganzen Nachmittag habe ich gegoogelt. »Verhaltensauffällige Kinder«, »Kinder Sexualität«, »Kinder zum Reden bringen«. Mir raucht der Kopf von den ganzen Seiten und Foren. Ich öffne die WhatsApp-Gruppe der Eltern. Dass keine Nachrichten gekommen sind, hat mich eigentlich beruhigt. Jetzt sehe ich, warum. Ich wurde aus der Gruppe entfernt.

»Dann halt nicht«, brülle ich ins Telefon und lege auf, ohne mich zu verabschieden. Dass ich zittere, macht mich noch wütender. Und Jakobs verdutzter Gesichtsausdruck. Er hat nicht gehört, was Sophie gesagt hat, hat nur meinen Teil des Gesprächs mitbekommen. Gerne würde ich das Telefon auf den Boden schleudern, aus dem Fenster, gegen den flackernden Fernseher. Jakob hat den Ton abgedreht, als ich vorhin aufgeregter ins Zimmer gekommen bin, das Telefon in die Höhe haltend, wie einen Beweis. Wir haben nachgesehen, auch er ist nicht mehr in der Elterngruppe. Jakob will nicht verstehen, was das bedeutet. Er glaubt an ein Missverständnis. Aber ich weiß es besser. Es bedeutet, dass sie über uns reden, die Eltern, hinter unserem Rücken, über Luca. So fängt es an. Jakobs Versuche, es zu relativieren, sie helfen nicht. Es war seine Idee, Sophie anzurufen. Sophie ist Mattis' Mutter. Mattis ist Lucas bester Freund. Sie ist alleinerziehend und Deutsche. Ich mag ihren Berliner Dialekt, ihre direkte Art, ich unterhalte mich gerne mit ihr. Manchmal, nicht oft, aber doch, haben wir ein richtiges Gespräch geführt, anstatt nur Floskeln auszutauschen. Außerdem, weil sie Deutsche ist, gehört sie nicht wirklich dazu. Zu den anderen, zu den Eltern. Wir gehören auch nicht dazu. Jakob stört es nicht, darüber bin ich froh. Es bleibt unausgesprochen, aber wir wissen beide, ich bin der Grund. Es gibt etwas, das mich von den anderen trennt.

Jakob will wissen, was Sophie gesagt hat. Und ich versuche, es möglichst genau wiederzugeben. Wie sie abgehoben hat

und ich schon an ihrer Stimme erkennen konnte, dass es aus Versehen passiert sein muss, wahrscheinlich hat sie meinen Namen auf dem Display aufleuchten sehen und kurz vergessen, dass es Probleme in der Schule gibt. Wie sie versucht hat abzuwiegeln, aber dann doch zugegeben hat, dass in der Gruppe über Luca geschrieben wird. »Aber wirklich nichts Schlimmes«, hat sie gesagt. »Die müssen einfach ein bisschen Dampf ablassen.« Sie wollte mir nicht sagen, wer die Eltern sind, wer das Mädchen ist. Stattdessen sagte sie, dass in so Chats schnell mal was hochkocht. Sie riet mir, Ruhe zu bewahren und abzuwarten. Wie zuversichtlich das klang. Wie einfach. Ich würde ihr gerne glauben, dass wir nichts tun müssen, dass alles vorbeigehen wird, ohne Spuren zu hinterlassen. Aber dann fragte sie mich, ob es denn stimmt, was Luca vorgeworfen wird. Und ich sagte nein, natürlich nicht, und dass sie mir bitte genau sagen soll, was in dem Chat steht. Von mir aus auch ohne Namen. Dafür hatte sie angeblich gerade keine Zeit. Ich bat sie um Screenshots. Sie fragte mich, was das bringen soll, und ich konnte es nicht beantworten. Das Schweigen hing zwischen uns, unsere Stimmen so nah, unsere Körper in ganz unterschiedlichen Räumen. Meinem Vorschlag, Mattis am nächsten Tag direkt in der Schule einzusammeln, wich sie ungelenkt aus, es passe diese Woche nicht so gut, und das ist eben doch ein Beweis dafür, dass die ganze Sache einen Unterschied macht, dass sie nicht einfach über uns hinwegziehen wird wie ein Gewitter.

»Die haben ja alle keine Ahnung!« Meine Stimme ist laut. »Sie sind sieben Jahre alt. Das war ein Spiel, das haben wir alle gemacht. Er ist ein Kind und kein Kinderschänder!«

»Das hat Sophie gesagt?«

»Sophie ist ein verdammter Feigling.«

Jakob nimmt mich in den Arm. Ich wundere mich kurz,

dann bemerke ich die warmen Tränen, die mir über die Wangen laufen.

Wer ist das Mädchen? Fieberhaft denke ich darüber nach. Welche Mädchen gibt es in der Klasse? Zwei Emmas, eine Lisa, eine Siri, eine Anna, eine Alena, eine Mila, eine Karolina, eine Emeshe – wen noch? Luca spielt mehr mit den Jungs. Mit Mattis und Nael und Oliver und Finn. Es macht mich rasend, dass wir einfach sang- und klanglos aus der Gruppe ausgeschlossen worden sind. Dass niemand den Mut hat, direkt bei uns nachzufragen. Stattdessen wird lieber über uns geredet. Es ist nicht nur unfair, es ist feig.

3

Jakob rutscht nah an mich heran. Wir liegen im Bett, können beide nicht schlafen. Jetzt greift er nach meiner Hand. Vorhin gab es doch noch richtig Streit. Er tröstet mich, wenn ich weine, das ist wie ein Reflex bei ihm. Aufgeschlagene Knie zu küssen, die richtigen Worte zu finden, eine Schulter zum Anlehnen zu sein. Da nimmt er sich ganz zurück, geht auf in der Rolle des Trösters. Ich habe schon oft davon profitiert, zum Beispiel, wenn sich Luca in der sogenannten Autonomiephase auf den Boden geschmissen hat, ganz überwältigt von dem Gefühl der Wut, und meine eigenen Nerven zum Zerreißen gespannt waren, dann war es Jakob, der sich zu ihm auf den Boden gekniet hat, die kleinen Schläge abfangend und das Mantra wiederholend: »Alle Gefühle sind okay, alle Gefühle sind okay.« Weil er sich gekümmert hat, konnte ich mir die Ohren zuhalten oder ins andere Zimmer gehen; und trotzdem. Auch wenn Jakob kein Lob dafür erwartet, es nervt mich, wie selbstzufrieden es ihn macht. Jakob, der unerschütterlich ist wie ein Stein, dabei tröstlich wie ein Kuscheltier. Nur halt nicht auf richtig.

Nachdem ich mich aus seiner Umarmung gelöst hatte und er sicher war, dass es mir wieder gut ging, wollte er reden. Dass ich nicht reden wollte, hat ihn nicht abgehalten. Er erzählte mir, wie er das Telefonat wahrgenommen hat. Ich war ja schon bei dem Gespräch mit Frau Bohle feindselig gewesen. Nein, das hat er nicht gesagt, sondern »unkooperativ« – das ist ein Wort, das Jakob benutzt. Er findet, ich übertreibe.

Aber ich weiß, wie das ist, wenn die Leute über einen reden. Ich weiß, wie gefährlich das sein kann. Ich ärgere mich noch immer über ihn, mag seinen warmen Körper nicht an mir spüren, mag nicht einmal seinen Geruch.

»Alles okay«, fragt Jakobs Stimme in die Dunkelheit.

Ich nicke, was er nicht sehen kann, und sage: »Klo.«

Ich stehe vor dem Spiegel im Badezimmer und betrachte mein Gesicht. Blasse Haut, graue Augen. Jakob sehe ich in Lucas Mimik. Die anderen sehe ich, wenn er stillhält. Wenn er schläft. Meinen Vater. Meine Mutter. Aber am häufigsten sehe ich Linda. Von Anfang an. Als mir das winzige Neugeborene auf die Brust gelegt wurde – gerade war es noch in meinem Bauch –, da dachte ich: Linda.

Jakob meint, das ist Blödsinn. Ich weiß nicht genau, was ihn daran ärgert, wenn ich Luca mit Linda vergleiche. Er sagt, ich sehe selber aus wie meine Schwester und deswegen sieht Luca nicht ihr, sondern mir ähnlich. Die DNA von Geschwistern unterscheidet sich weniger als die von Eltern und ihren Kindern. Das ist gut, sollte man einmal eine Organspende brauchen, aber Nähe untereinander garantiert es nicht. Jakob telefoniert selten mit seiner Schwester, sie lebt in Tirol. Sie führt ein ähnliches Leben und doch ist da eine Distanz.

Im Schlafzimmer drehe ich das Licht auf. Jakob schirmt sein Gesicht mit den Händen ab. Das Licht ist grell, es blendet auch mich. Ich schalte es wieder aus.

»Entschuldige«, sage ich. Die Dunkelheit ist jetzt noch viel schwärzer als vorhin. Aber ich höre, wie Jakob sich aufsetzt.

»Ich kann nicht schlafen«, sagt er.

»Ich auch nicht.«

»Wollen wir jetzt reden?«

Ich krieche zu ihm unter die Bettdecke, setze mich neben ihn. Jetzt kommt mir sein Körper vertraut vor, nicht mehr fordernd, sondern wie eine Boje, an der ich mich in der Dunkelheit festhalten kann.